

Ein Aufruf zum kirchlichen Frieden.

Die Osterbotschaft des Reichsbischofs.

(Privattelegramm der „Frankfurter Zeitung“.)

✠ Berlin, 28. März. Der Reichsbischof hat zum Karfreitag eine Rundgebung an die Pfarrer erlassen, in der es heißt: „Wir gehen dem Karfreitag entgegen. Am Karfreitag hat sich die schonungslose Sachlichkeit unseres Gottes offenbart. Die Gewalt Gottes steht gegen die Gewalt des Fürsten dieser Welt. Er hat seinen Sohn die Gewalt der Sünde bis zum äußersten durchleiden lassen, um sie so durch die Gewalt der Barmherzigkeit zu überwinden. Das Leiden und Sterben unseres Herrn hat nur soviel Wert für uns, als uns mit unaussprechlicher Wucht die Forderung des Kreuzes überkommt und wir uns von der Kraft des Kreuzes füllen lassen. Wie hat unser Volk, wie hat die Deutsche Evangelische Kirche, wie hat unsere Pfarreienschaft es nötig, daß gerade in diesem Jahr uns der Gekreuzigte überwältigt, stärkt, aufrichtet, tröstet. Ich wende mich

als erste an die, die aufs schärfste gegen die bisherige Führung der Deutschen Evangelischen Kirche im Widerspruch stehen,

bis hin zu denen, die gesagt haben, daß es Gehorsam gegen Gott sei, dem Reichsbischof ungehorsam zu sein. Ich bitte die Amtsbrüder nicht um mein, sondern um ihrertwillen, vor dem Angesicht des Gekreuzigten sich noch einmal zu fragen, ob er ihnen wirklich solche Äußerung gestattet. Ich meinerseits möchte mich der Vergebung getrösten und Vergebung üben.

Aber auf unsere Person kommt es nicht an, sondern alles auf die Sache; und da müssen wir um ein Verständnis der Sachlage miteinander ringen. Nur wenn wir den Tatbestand richtig schauen, und zwar nicht nach dem, was vor Augen ist, werden wir uns im Urteil einander nähern. Wenn irgendwann, müssen wir uns in dieser Zeit üben, in einer schonungslosen Sachlichkeit den Tatbestand zu sehen:

Der Krieg und das Jahr 1933 haben uns allen deutlich gemacht, was wirklich Geschichte ist. In solchen Zeiten geschichtlicher Hochspannung brechen seelische Naturgewalten durch, die nicht in Begriffen zu fassen sind, von denen wir wie von einem Sturm ergriffen werden. Gott hat es unserem Führer gegeben, unser Volk in einer geradezu ungeheuerlichen Kraftentfaltung umzubringen und völlig neuzugestalten. Als nun der leidenschaftliche Wille unseres Volkes zur völligen Einheit mit Naturgewalt auch nach der Kirche griff, um Nationalsozialismus und Kirche zusammen-

zufammenzubringen, mußte für die Kirche eine alles umgestaltende Erschütterung kommen. Wir sollten bei diesem leidenschaftlich elementaren Willen zur Einheit zwischen Nationalsozialismus und Kirche mit tiefer Beschämung nur der Tatsache ins Auge schauen, daß unsere Evangelische Kirche sich dem ungeheuren Ansturm der nationalen Bewegung nicht gewachsen gezeigt hat, daß in ihr nicht die Dynamik, die Elastizität, die Schwungkraft lebte, um einen solchen Ansturm aufzufangen und der im Anfang wirklich vorhandenen Bewegung des Volkes zur Kirche hin zu dienen. Diese Tatsache,

daß wir weithin keine wirkliche Kirche waren,

sondern in mancher Landeskirche in der Pflege eines kleinbürgerlichen Kreises erschlafft waren, und daß auch in unserem kirchlichen Handeln die Kirche oft zu sehr an bürgerliche Haltung gebunden war, sollte uns gerade vom Kreuz her mehr schmerzen als alles, was im Einzelfall der Pfarrerstand als Not empfunden hat.

Darüber, daß sich bei dieser von vielen Pfarrern als ungeheuerlich empfundenen Anforderung an die Kirche mit erschreckender Deutlichkeit zeigte, wie gering das Verständnis für das eigentliche Wesen der Kirche und die in ihr entscheidenden Kräfte waren, und daß die nationalsozialistische Männerwelt vielerorts mit sehr robusten Methoden die Verantwortung in der Kirche stürmisch an sich riß, sollten wir nicht jammern und klagen, sondern uns lieber sagen lassen:

„Was hat unsere Kirche weithin an der Männerwelt veräußert!“ Sie hatte die Männer in den Arbeiter- und akademischen Kreisen völlig verloren. Es soll damit aus keinem Eingekerkert Recht gemacht werden, aber ein männlicher Pfarrerstand sucht zunächst das Unrecht bei sich und sucht hinter dem Unrecht der anderen, ob da nicht vielleicht etwas Rechtes steckt. Es kommt alles darauf an, daß wir auf das Ziel des Ganzen sehen und nicht so sehr auf das Leiden des Einzelnen. Wir wollen uns lieber in schonungsloser Sachlichkeit üben mit der Feststellung: die jahreszehntelang von uns nicht überwundene, oft kaum bekämpfte Entfremdung von der Kirche war schuld, daß in dem Augenblick, da in dem ungeheuerlichen Erleben der nationalen Einigung die

Bewegung zu einer kirchlichen Einigung aufbrach, der Kampf um die Kirche nicht immer „mit kirchlichen Methoden“ geführt wurde. Wer Pharisäer genug ist, mag sich darüber entrüsten! Anstatt in dem Machtkampf um die Kirche den leidenschaftlichen Willen zur Volkverbundenheit zu empfinden, sah man gar nichts als einen „ungeistlichen Machthunger“ und einen Angriff auf Evangelium und Bekenntnis. Da, wo überlegene Geduld mit einem vielleicht oft unklaren kirchlichen Sturm und Drang nötig war, hat man mit einer unbarmherzigen, oft heftigen Kritik an der „Unkirchlichkeit der Methoden“ der trotz allem im Tiefsten gefunden, wenn auch für die Kirche sehr unbecommene Bewegung weithin das Verständnis verlor und wunderte sich dann, wenn solche Verständnislosigkeit neue Abneigung gegen die Kirche erzeugte. Es ist gewiß verständlich, wenn der Totalitätsanspruch des Staates für viele etwas ganz Neues und Fremdes war und insonderheit dem zum Individualismus neigenden, um Innerlichkeit ringenden evangelischen Pfarrerstand schwere Anstöße gab, weil man Mut und Kraft nicht aufbrachte, um den entsprechenden Totalitätsanspruch der Kirche volkverbunden zu bewahren. Das gibt kein Recht, von Martyrium zu reden, wenn solcher Totalitätsanspruch auf pastorale Zaghaftigkeit, Bedenklichkeit, Unsicherheit, schwankende Haltung oder gar verdeckte Anfeindungen stößt, zumal, wenn sich Derartige hinter „Wortverkündigung“ verstecken. So ist es zu einem kirchlichen Kampf gekommen, dem die große Masse des Volkes mit Entsetzen, je länger je mehr mit Verachtung und Erbitterung gegenübersteht,

denn unsere Volksgenossen können es nicht verstehen, wenn sich Pfarrer streiten.

Können wir wirklich vor dem Gekreuzigten die Verwirrung der Gemeinden verantworten? Aber auch die Amtsbrüder, die den großen Vorzug haben, in einer lebendigen Gemeinde zu stehen, die sie trägt, die bereit ist, für sie Opfer zu bringen, die verständlicherweise gerade zu jemand steht, der für sein Zeugnis irgendwo leiden muß, auch sie bitte ich, sich dabei nicht zu beruhigen und darüber den Blick nicht dafür zu verlieren, wie der weitaus größere entfremdete Teil des Volkes gewonnen wird.

Das neue Geistliche Ministerium ist bei seiner Berufung beauftragt worden, als erstes eine „Amnestie“ zu erlassen. Die Frage ist von uns auf das ernsteste erwogen. Wir würden selbstverständlich nichts lieber tun als eine Amnestie erlassen, wenn wir auch nur die geringste Garantie dafür hätten, daß damit wirklich Frieden eintreten würde. Wir müssen im Gegenteil auf Grund der bisherigen Kampfmethode der Kreise, die die Kirchenführung bekämpfen, befürchten, daß sie eine Sache des Bekenntnisses daraus machen würden, sofort den Kampf mit allen Mitteln weiterzuführen. Dadurch macht man es uns

unmöglich, eine Amnestie zu erlassen.

Es geht ja nicht um den Kampf zweier Richtungen, sondern um die Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung. Wir glauben, daß

es einen einfachen Weg zum Frieden gibt. Wenn wir alle am Kreuz einmal alles niederlegen und zum Opfer bringen, was den Bau des Reiches Gottes hindert, als erstes — wir Verkündiger des Wortes — unsere Zunge, „das unruhige Uebel“.

Liebe Amtsbrüder, wollen wir nicht alle einen neuen Anfang machen, das achte Gebot zu halten, uns nicht persönlich bisfamieren, sondern gut voneinander reden und alles zum Besten lehren, vom Nachbar an bis zu den führenden Männern der Kirche hin? Wollen wir nicht einmal zum Opfer bringen unser bisheriges Hinhorchen auf böse Gerüchte, unser kirchenpolitisches Aufregungsbedürfnis, unser Martyriumsbedürfnis? Der Herr hat nicht nach dem Kreuz verlangt, sondern dreimal darum gerungen, daß der Kelch an ihm vorbeigehe. Lassen Sie uns nicht frömmel sein wollen als der Herr. Und die Amtsbrüder, denen zur Zeit in der Führung der Kirche alles verkehrt erscheint, ist es ihnen wirklich nicht möglich, eine Zeit lang um der Kirche, um des Volkes willen,

den Blick stur auf die Gemeinde zu richten,

auf die Aufgaben, die ihnen da vor den Füßen liegen? Kirchenpolitischen Mergers heißt nichts so sehr als ein Krankenbesuch. Fangen Sie einmal an, um die entfremdete Männerwelt zu werben, um alle, die sich von der Deutschen Glaubensbewegung angezogen fühlen; soweit Sie es nicht schon getan haben, suchen und sammeln Sie die latenten Kräfte, die von der Kirche zur Mitarbeit gerufen werden müßten. Sie werden für nichts anderes mehr Zeit haben und es wird Frieden eintreten. Ich habe die Mitglieder des Geistlichen Ministeriums angewiesen, möglichst bald mit den Herren Landesbischöfen und Bischöfen Verbindung aufzunehmen und in Beratungen einzutreten, ob und wie weit die aus dem Dienst entlassenen aufbauwilligen Kräfte wieder irgendwie in den Dienst gestellt werden können. Um der Ordnung der Kirche willen müssen wir fordern, daß die betreffenden sich bereit erklären, ihre ganze Kraft auf Arbeit in der Gemeinde und auf Verkündigung zu konzentrieren und sich der Kirchenpolitik zu enthalten. Die Fälle, wo nicht kirchenpolitische, sondern staatspolitische Gründe maßgebend waren, müssen selbstverständlich gesondert behandelt werden, die Not in unserer Kirche ist durch die scheinbar unentwirrbare Verwirrung so groß, die gegenseitige Beurteilung so hart, daß nur der Gekreuzigte uns selbst von allem kranken Wesen, allem Krampf und aller Bitterkeit befreien kann. Noch scheint es nicht so weit, daß wir zueinander finden können, um so mehr wollen wir alle uns vor dem Gekreuzigten zusammenfinden und der Kraft vertrauen, die von ihm ausgeht.

Nehmen Sie dieses Schreiben so schlicht, so ehelich und so ernst, wie es gemeint ist.

„... Daß nicht das Kreuz Christi zunichte werde.“ (1. Kor. 1, 17.)

Ludwig Müller.